

Die Zeitungszeit

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Zweiter Teil.)

Der Lehrer grüßte den Schmied ein wenig von oben herab, ein wenig herrenhaft. Dann plägte er gleich mit dem heraus, was ihn herführte. „Den Namen müßt Ihr dem

Puben abändern, Zautsch. Der kann sich doch nicht von allen Leuten sein schimpfen lassen. Nennt ihn Stephan, wie Ihr selber heißt, oder so oder so, aber —“

Witten in die lange Rede hinein schlug ein raukes, kurzes, fragendes „Wo?“ Zautschs. Dann verließ dieser die Wobustube, in der ihn der Lehrer überfallen hatte, und schlug krachend



Karl Bartmann München

Karl Bartmann: Durstig.

die Tür zu. Widen ließ er sich nicht mehr. So mußte der andere unverrichteter Dinge abziehen. Nach dem Lehrer versuchte es der und jener, Fauch demzustimmen, ein gutmütiger aller Mann, der im Schulrat saß, der Dorfpolizist, der den langen Leib und die lange Meinung von sich hatte, endlich ein paar mitleidige Weiber. Fauch ließ sie alle schwaben, gab keine Antwort, ließ nur hinweg, wenn es ihm zu bunt wurde. So hielt er der Welle stand, die um sein Haus schlug, gleich einem Steinblock, an dem die Flut sich teilen muß.

„Was für ein Stieriger er ist, der,“ geiferten die Walthaimer. Am Ende gab auch dieser kleine Aufruhr sich wieder. Der Schmied behielt seinen Willen.

Die Wochen und Monate verlogen darauf, langamer gingen die Jahre, aber sie gingen.

Kain Fauch, der Knabe, wurde einsam, als er heranwuchs. Seine Gespielen entfremdeten sich ihm. Er war zu wenig wie alle andern, und so schlossen sich die andern nicht fest an ihn, und dann hatte er den Namen, der immer den Spott weckte. Dabei blieb ihm die Katharina, die Magd. Die hätschelte ihn, als er zwölf Jahre alt war, noch genau so, wie sie ihn als Klein gebätschelt hatte. Ihr verdankte er das Freude, fast Vornehme seines Meßern und in seinem Wesen. Wehm er aber keine Kameraden hatte, gewann er die Stille lieb, saß bald gern über den Büchern, die ihm der Lehrer lieb, und konnte stundenlang in einer Waldlichtung sitzen, sinnen und stammeln, hielt aber eines höher als alles andere, nämlich die Musik, und vor allem den Klang seiner eigenen Stimme. Er tat sich in der Schule beim Singen so hervor, daß der Lehrer ihn Sonntags in der Kirche in seinem kleinen Chor mitsingen ließ, und Kain sang im Walde und dabei, am liebsten oben in der kleinen Kammer, die neben der Katharina lag und in der er hauste, seit er größer geworden. Seit zwei Jahren trug er die auf die Schultern fallenden Locken nicht mehr, aber das Haar war noch immer lang und weich und blond und glänzte in der Sonne, und er trug es wert von der Stirn zurückgestrichen. Diese Stirn war so weiß und klar, daß auf ihr immer wie ein Leuchten war, und das Gesicht hatte nichts von seinem edeln, scharfen Schnitt verloren. Aber auch seine Gestalt war von seltenem Ebenmaß, biegsam und stark zugleich. Obwohl er im unfleidiamen, schwerfälligen Gewand der Dörfler ging, konnte kein Fremder an ihm vorübergehen, ohne nach dem fettigen vollkommenen Menschen sich umzusehen.

Stephan Fauch hatte ihn neben sich aufwachsen lassen und war ihm gegenüber der gleiche geblieben. Heute gleichgültig, störrisch, ja ihn mit Worten vor den Leuten herabsetzend, morgen, wenn sie allein waren, geprüchlich in seiner kurzen Art und mit den Blicken verstoßen an seinem Gesicht und an seiner Gestalt hangend, als weidete er sich daran. Da kam ein Tag, der ihr Verhältnis änderte.

Fauch saß in seiner dunkeln, ruhigen Wohnstube. Es war schon fast Nacht. Der Schmied hatte längst zu arbeiten aufgehört, und die Teller für ihn und den Buben standen auf dem Tisch. Fauch machte kein Licht. Er saß gern in der Dunkelheit, die allmählich in der Stube so groß wurde, daß seine schwere Gestalt nicht mehr erkennbar war, nur der rote Punkt, die Glut seiner Pfeife, und sein schweres Atmen und Schmauchen sein Dasein verrieten. Da öffnete die Katharina die Tür. „Er ist noch immer nicht da, der Bub,“ sagte sie. Der Atem war ihr eng.

„Der wird schon kommen,“ gab Stephan zurück.

Aber Kain kam nicht, obwohl er schon stundenlang hätte von der Schule zurück sein sollen.

Eine Stunde verrann. Stephan Fauch ging die Pfeife aus. Er duselte vor sich hin. Dann kam die Katharina wieder, der es keine Ruhe ließ. „Er - es sollte doch eines nach ihm leben,“ sagte sie.

Stephan wachte auf. „Bring die Suppe herein. Wenn er nicht rechtzeitig kommt, kann er hungrig zu Bett gehen,“ murzte er.

Die Alte gehorchte, trug die Suppe auf, und die Hände und die Knie zitterten ihr, als sie das tat. Nachher wollte sie selber nach dem Dorfe hinüberlaufen, leben, wo er blieb, der Bub.

Inzwischen hatte der Schmied die Petroleumlampe an der Decke angezündet. Er setzte sich vor seinen Teller. Von der Lampe floß ein roter Schein über seinen schwarzen wolligen Kopf. Da kamen Schritte über die Haustreppe herauf.

Die Katharina ließ in den Flur. „Bub,“ rief sie in die Dunkelheit.

„Ja,“ gab es Weidheid. Er war da. Langsam kam er herauf, seine groben Schuhe machten sonst keinen Lärm; denn er schritt sonderbar leicht darin. Heute klapperten sie, als ob er stolpere. Die Magd hob ein Licht hoch. „Jesus,“ sagte sie.

Der Knabe hatte ein schneeweißes Gesicht, seine Kleider waren unordentlich und zerrissen, aber selbst jetzt noch fiel die Sauberkeit seines Gewandes auf.

„Was ist dir geschehen?“ fragte die Magd, haltig und voll Angst. Statt zu antworten, wollte er wissen, ob der Vater in der Stube sei.

„Ja, ja,“ gab sie zurück und stieß selber die Tür für ihn auf. Mit unsicheren Schritten, wie tastend, ging er hinein. Er war jetzt dreizehn Jahre alt, schlank und kräftig.

„Kun?“ fragte Stephan Fauch, seine Suppe kühlend.

Kain trat bis in den roten Schein der Lampe vor. Der zeigte, wie sahl er war; seine Augen schienen in einem heißen Licht und ganz dunkel.

„Wir haben Streit gehabt,“ begann er in atemlosem Ton, als hätte er erst jetzt ein paar Gegner von sich abgeschüttelt. „Und dann habe ich mich lange verärrnt im Wald.“

Die Katharina stand in der Tür und horchte mit vorgeneigtem Kopf auf das, was kommen wollte. Fauch sah scharf nach dem Buben hin. „Erzähl!“ sagte er. Dabei aber war es, als hielte die Erscheinung Kains mehr als je seinen Blick fest.

„Sie haben mir gesagt, die andern, warum ich Kain heiße,“ stieß dieser heraus. Er legte die Hände an eine Stuhllehne und sah Stephan ins Gesicht. Es war nicht schwer zu sehen, daß etwas ihm sein ganzes Innere aufwühlte. „Weil meine Mutter schlecht war, sagen sie,“ fuhr er fort. „Aber - dann - ich - ich kann doch nicht für das, was die Mutter getan hat -“

„N, jetzt zur Nacht,“ sagte Stephan Fauch. Kain hörte nicht. „Ich habe es lange überdacht im Walde,“ sprach er in abgebrochenen Sätzen weiter. „Wenn ich etwas so Schandhaftes bin - so muß ich doch etwas getan haben aber - ich -“

Plötzlich übermannte es ihn. Er warf sich an den Tisch, weit den Oberkörper über die Platte geworfen, und weinte. Einmal sah er auf. „Warum muß ich den Namen haben, Vater? Mann ich nicht heißen wie andere auch?“

Stephan hatte den Köffel weggelegt. Er machte ein Gesicht, als wüßte er nicht, was sagen. Darauf stuchte er, und dann murzte er: „Sie sollen Dich in Ruh lassen, die Lauser.“

Kain ermannte sich jetzt. Er fuhr sich in die Augen. Dann stand er wieder schlank aufgerichtet und bleich am Tisch. „Ob sie mich ausspotten oder nicht,“ sagte er in unterdrücktem Tone, „es ist mir immer als ob sie überall mit

Fingern auf mich zeigen. Wo ich gehe, ist es mir so.“

Bei diesen Worten sah er sich um, als ob er höhnische Blicke auf sich gerichtet läbe.

„Du brauchst Dich um andere nicht zu kümmern,“ sagte Stephan.

Er wußte darauf nicht gleich eine Antwort. Während er aber verwirrt und wie verloren da stand, war an ihm eine zu Herzen gehende Stilllosigkeit. Plötzlich bat er mit heftig zitternder Stimme: „Können Sie mich nicht ander heißen?“

Fauschs Stirn war störrisch. Aber er sagt in einem an ihm ungewohnten, fast freundlichen Ton: „Sebe Dich jetzt und is. Denen im Dor wird man die Mäuler wohl zutun.“

Kain wollte sich abwenden. Dann begann er sich. Ein Gedanke schien ihn zu beruhigen. Er knüpfte seine Kleider zurecht und setzte sie zu seinem Teller. Der Vater, der starke Mensch wollte zu ihm stehen! Der Gedanke tat ihm unwillkürlich wohl. Er begann zu essen.

Die Katharina hatte bisher an der Tür gestanden. Jetzt ging sie aus der Stube.

Fauch endete die Mahlzeit, stand auf und setzte sich ans Fenster, wo es dunkel war. Er zündete die Pfeife wieder an und betrachtete heimlich den am Tisch sitzenden Knaben. Dabei führten sie in seltenen, abgebrochenen Sätzen ein Gespräch: Wie der Streit zwischen den Schububen angegangen? Wer die Spötter gewesen? Ob dergleichen sich schon mehrmals ereignet hätte?

Kain schaute nur von seinem Teller auf, wenn er zu antworten hatte, sonst ab er langsam und nachdenklich. Einmal wachte er eine Träne aus den Augen. Stephan Fauch saß an seiner Pfeife, von der der Rauch wärlch aufstieg, als brenne sie schlecht. Er war heftig scharfsichtig trotz seines toten Auges. So erging ihm kein Zug an des Knaben Gesicht: die feinen geraden Linien des Profils, Stirn, Nase, Mund.

Die weiße Stirn besonders mußte er immer ansehen. Ob dem Hinblicken wurde er wortlos und endlich still. Er hatte allerlei Gedanken an sich, die ihn mehr und mehr einspannen. Dabei war es vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß der starke Mensch Gedanken, die ihn quälten, nicht mit seinem feien und gewalttätigen Willen niederzwang und gleichsam erwürgte.

Nach einer Weile stand Kain auf, der nun immer sehr bleich war. „Ich habe noch Mitgaben,“ sagte er dann. „Gute Nacht, Vater.“

„Gute Nacht,“ grüßte Stephan.

Dann ging der Knabe. Der Schmied aber saß tief in seinen Gedanken versunken. Er merkte kaum, wie die Katharina, den Tisch erräumend, hin und wieder ging. Immer sah er die weiße Stirn des Buben noch. Und das war es ihm, als brenne ein häßliches Mal da auf, und etwas in ihm sagte: „Das Schandmal hast Du ihm aufgedrückt!“ Einen Augenblick verwirrten sich ihm Begriffe und Tatkraft. Dann zog er die Brauen zusammen und dachte scharfer nach und sah alles klar, wie es war. Nicht nur den Namen hatte er ihm angehängt, dem Bub der Maria, den Schmachnamen, mit der der Schmach selber hatte er ihn gezeichnet; denn der Name weckte die Erinnerung an den Vater, der ihn von Geburt an anhaftete, und hatte die Dorfkinder, als sie klein und unwissend und dümmel waren, den Kain verspottet, weil er so hieß, so hieß wie kein Mensch sonst, so zeigte jetzt die, die gleich ihm heranwachsen und die schon mehr wußten, als ihnen gut war, mit Fingern auf ihn, nicht weil er den Namen Kain trug, sondern weil sie wußten, woher er den Namen hatte. Aber hatte er, Stephan Fauch, das nicht gewollt? Das Unrecht, das ihm angetan worden, hatte er festmageln wollen, ganz recht, und festgenagelt sollte es bleiben!

Linné.

Von Hermann Krafft.

Wir haben wir in der Schute seinen Namen hören und gebrauchen müssen, allein unsere ganze Wissenschaft über ihn selbst und über seine Bedeutung beschränkte sich darauf: Linné war ein berühmter Naturforscher und der Begründer des nach ihm benannten Systems. Das war alles, was die Schute uns über diesen Mann zu sagen wußte. Wir haben jedoch Erfahrung zu bringen, und darum schlagen wir jetzt, wo sich der Tag seiner Geburt zum 200. Male ährt, im Buch der Geschichte nach: In einem schlichten Pfarrhause zu Rasnäs in Schweden stand die Wiege, die am 23. Mai 1707 die erste irdische Lagerstätte für Karl Linnæus, der spätere Karl Linné, bildete.

In Schweden ist der Junge angewachsen, der trotz seiner Vorliebe für die Pflanzenwelt, die er schon frühzeitig bezogte, so pflanzte er im Alter von 6 Jahren seine eigenen Gartenbeete, auf denen er die Pflanzen selbst heran gezogen hatte, für das geistliche Amt bestimmt war. Mit 10 Jahren kam er auf die Trivialschule in Verö, deren Rektor der Pflanzenkunde sehr ergeben war. Im Jahre 1721 wurde Linnæus ins Gymnasium versetzt, wo er ebenso wenig dem geistlichen Studium zugetan war wie auf der ersten Schule. Die Lehrer gaben dem Vater den Rat, den Jungen zu einem Tischler oder Schuster in die Lehre zu schicken, da er „mit den Büchern nichts anrichten könne“. Drei Jahre später ging Linnæus nach Lund zur Akademie. Hier standen ihm größere Sammlungen zur Verfügung und er hatte auch Gelegenheit, selbst ein Herbarium anzulegen. Im Herbst 1728 siedelte er nach Upsala über um dort unter größten Entbehrungen seinem Lieblingsstudium, dem botanischen, obzuliegen. Dasselbst machte er die Bekanntschaft von Celsius, die dem jungen Gelehrten über die größten Nahrungsjorgen hinwegabhalf. Als 30jähriger Student wurde Linnæus zum Dozenten ernannt und seine öffentlichen Vorlesungen brachten ihm nun manchen pecuniären Vorteil.

Auf Kosten der königlichen Societät der Wissenschaften in Upsala durfte Linnæus während des Frühlings und Sommers 1732 eine Forschungsreise nach Lappland unternehmen, die er zum Nutzen der Wissenschaften trotz mancherlei Gefahren glücklich beendete. Eine andere Reise galt den Bergwerken von Salm, wo er sich mit der Tochter des Stadtarztes Moræus verlobte.

Anfangs des Jahres 1735 konnte er endlich einen schon längst gehegten Wunsch ausführen, eine Reise ins Ausland. Ueber Hamburg gieng nach Amsterdam und hier war es, wo er durch seine Kenntnisse bald derartiges Ansehen erreichte, daß andere berühmte Männer und Gelehrte auf ihn aufmerksam wurden und ihm teilweise Unterstützungen zukommen ließen. Er war kurze Zeit in England, um für einen Wännen allerlei amerikanische Gewächse einzukaufen. In Holland konnte er verschiedene schriftliche Arbeiten veröffentlichen.

Drei Jahre später ist Linnæus auf dem Wege nach Paris, wo er mit den beiden Brüdern Jussieu schnell befreundet wird. Die Academie der Wissenschaften ernannte Linnæus zu ihrem correspondierenden Mitgliede. Trotz aller erwiehenen Ehre litt es ihn aber nicht mehr in der Fremde, es drängte ihn zur Heimat, die er im September 1738 wieder sah. Seinen Lebensunterhalt suchte er sich als Arzt zu erwerben, und zwar in Stockholm. Anfangs gelang ihm dies nur schlecht, aber es gieng, und nach einigen gut vollführten Kuren kam er auch im Vaterlande zu Ansehen. Für die Folge war es der Landmarschall Tessin, dem Linnæus viel zu

verdanken hat, so ein jährliches Honorar von 100 Dukaten, wofür ihm die Pflicht oblag, im Sommer über Botanik und im Winter über Mineralien zu lesen. Auch seine Anstellung als Admiralsärzst ist auf die Verwendung Tessins zurückzuführen. In diesem Amt hat Linnæus sich manches Verdienst um die medizinische Wissenschaft erworben. Sein Ansehen als Arzt wuchs von Tag zu Tag; ihm aber lag die Pflanzenwelt mehr am Herzen als sein ärztlicher Ruhm, und groß war darnach seine Freude, als er im Jahre 1712 durch die Berufung als Professor der Botanik an die Universität zu Upsala sich erst recht in seinen eigentlichen Wirkungskreis versetzt sah.

Seine medizinischen Erfahrungen hat Linnæus in keinem umfassenden Werke niedergelegt, selbst seine beiden bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete, *Genera morborum* und *Clavis medicinae* sind von solcher Stärke, daß man ohne weiteres sieht, daß sie nur zur Unterstützung seiner eingehenden und vorzüglichen Vorträge dienen sollten. Um so unianreicher sind hingegen seine botanischen Publikationen, und diese sind es zur Hauptsache, die des Gelehrten Bedeutung ausmachen.

Während Linnæus Wirken an der Universität Upsala, kam diese zu ganz bedeutendem Ansehen, die Zahl der Studenten verdreifachte sich und aus aller Herren Länder kamen die Verübenerigen. Der Ruf des Gelehrten war über ganz Europa gedringt, und bald stellten sich allerlei Auszeichnungen ein; 1757 wurde er in den Adelsstand erhoben. Er starb am 10. Januar 1778 in Upsala.

Linné war es, der, wie Cohn in seinen „Botanischen Problemen“ so treffend ausführt, als ordnender Geist Wandel schaffte in dem zu einer unübersehbaren Fülle angewachsenen Reichthum der Tiere und Pflanzen. Linné, gewaltig über sein Zeitalter hervorragend, brachte in das Chaos der unendlich mannigfaltigen Gestalten den durchsichtigen Plan eines in Klassen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Spielarten wohlgegliederten Naturreiches. Es war eine strenge, aber heilsame Schule, welche die Botanik unter Linné durchmachen mußte; durch ihn wurde sie daran gewöhnt, die Pflanzen scharf einzuschauen, zu zergliedern, zu vergleichen; er ist auch der Erfinder einer bewundernswürdigen, wissenschaftlichen Sprache, welche für jede Verschiedenheit der Pflanzenformen einen genauen, allgemein verständlichen Wortausdruck findet.

So einfach die Linnéische Pflanzenbeschreibung auch ist, sie eingeführt zu haben, bleibt sein großes Verdienst, denn vor seiner Zeit war die Beschreibung einer Pflanze eine gar unständliche Sache. Man half sich mit der Aufzählung von Vergleichen mit allgemein bekannten Pflanzen. Solche unzulängliche Beschreibung bedingte mancherlei Unzuträglichkeiten, und aus den Beschreibungen alter Schriftsteller sind aus diesem Grunde viele Pflanzen gar nicht mit Bestimmtheit erkennlich. Linné hat jeder Pflanze einen Doppelnamen verliehen, einen für die Gattung und einen für die Art. Die erste Veröffentlichung der Linnéischen Doppelnamen erschien 1753 in dem Buche „Species plantarum“. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, aus dem Wirrwarr herauszukommen, das durch Benennung ein und derselben Pflanze von verschiedenen Botanikern mit verschiedenen Namen entstanden war oder dadurch, daß ein und derselbe Name für verschiedene Pflanzen angewandt war. Alle vor 1753 entstandenen Namen wurden außer Gebrauch gesetzt oder nur noch als Synonyme neben den Linnéischen Namen geführt. Die Wissenschaft rechnet fortan nur noch mit den Linnéischen Namen, die man auch die lateinischen oder botanischen Namen nennt.

Diese Namen sind international geworden und so ist jede Pflanze für die Bewohner aller Kulturländer gleich leicht kenntlich gemacht. Neben diesen für die Wissenschaft allein maßgebenden Namen existieren in den einzelnen Ländern noch die einheimischen Bezeichnungen; für die Wissenschaft können diese Namen nie in Betracht kommen, schon weil jedes Land seine eigene Sprache redet. Was wir im Deutschen „Wolfs-Sturmbut“ nennen, ist bei den Franzosen „Herbe au loup“ (Wolfstrauch) und bei den Engländern „Wolf'sbane“ (Wolfsverderber). Die Botaniker aller Länder kennen diese Pflanze unter dem Namen „*Aconitum Lycoctonum* L.“ Der „Papaver“ der Botaniker ist unter „Mohn“, der Franzose sagt „Pavot“, der Engländer „Poppy“. Dabei existieren viele Bezeichnungen für die gleiche Pflanze, wofür hier nur ein Beispiel aus dem Deutschen angeht kein mag. Für „Syringa“ sind Zuringe, Zuringe und Alieder weit verbreitete Bezeichnungen, dazu kommen noch Hundel, Kugelrin, Vilat und andere Namen, deren Verbreitungsbezirk ein beschränkterer ist. Die Bezeichnungen „Alieder“ und „Dollunder“ sind aber auch maßgebend für eine ganz andere Pflanze, für „Sambucus“.

Eine volle Würdigung der Bedeutung Linnés für die botanische Wissenschaft ist nur dann möglich, wenn ein kleiner Rückblick auf die Zeit vor Linné geworfen wird. Ten alt, Aristoteles müßten wir als den ersten anerkennen, der für eine Verartung der einzelnen Naturerscheinungen aus der Erkenntnis der Naturgesetze eintrat, allein die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Pflanzenkunde verdanken wir erst Theophrastos. Dieser begnügte sich nicht mit der bloßen Beschreibung, sondern er fragt auch nach dem Warum, Woher und Wozu, nach dem Wodurch und Weshalb. Theophrastos beschäftigte sich bereits mit ähnlichen Problemen, an die neuerdings die Forscher wieder heratreten, nachdem fast zweitausende hindurch das Studium auf diesem Gebiete der Pflanzenkunde nahezu geruht hatte. Zwar haben nach den Griechen sich auch die Römer mit der Pflanzenkunde beschäftigt, allein diese beschränkten sich wieder fast ausschließlich auf die Beschreibung, und dabei wurden die Pflanzen nur insoweit beachtet, als sie den Menschen nützte oder schädigten. Ueberhalb Jahrtausende hindurch wurde eine Beschreibung der Heilpflanzen, die aus der Zeit des Plinius kommt, als maßgebend anerkannt und Plinius selbst ist als der letzte anzusehen, der für die Botanik überhaupt tätig war; dabei können seine Arbeiten keineswegs Vergleich aushalten mit den Sammlungen des Griechen Aristoteles. Im Anfang des 15. Jahrhunderts beschäftigte sich ein deutscher Dominikaner als einziger seinesgleichen im ganzen Mittelalter mit Botanik; er genog dafür das zweifelhafte Vergnügen, als Zauberer zu gelten. Die Wiederbelebung von Kunst und Wissenschaft im fünfzehnten Jahrhundert kam zuunterst auch der Botanik zuhatten. Aus Italien kam die Bewegung über die Alpen nach Frankreich, nach den Niederlanden und nach Deutschland. Im 16. Jahrhundert „blühte“ die botanische Wissenschaft in den deutschen Ländern, wo ihr namentlich die Fertigkeit der Solchenweidenschaft sehr zuhatten kam. Aber diese Botanik war wesentlich anders als die des großen Griechen, sie blieb „die Magd der Philologie und der Medizin“. Man kannte nur ein Ziel: Aufdeckung geheimer in den Pflanzen schlummernde Kräfte, die dem Menschen zum Nutzen oder Verderben gereichen konnten. Das emsige Nachforschen in den griechischen und römischen Pflanzenwerken hatte sein Gutes im Gefolge; bei dem Bestreben, die von den Alten beschriebenen Pflanzen in der heimischen Flora aufzufinden, merkte man gar bald, daß ein Unterschied zwischen den Floren-

gebieten der einzelnen Länder bestete. Die Kenntnis der Pflanzen wurde reicher an Zahl, und dann kamen als eine Folge der vielen geographischen Entdeckungen, manche seither un- bekannten Pflanzengebilde nach Europa. Und auch jene unendlichen Schätze der Vegetation fremder Länder, die nicht nach Europa einge- führt werden konnten, wurden mit Namen be- legt, beschrieben und abgebildet. Manche Pflanze ist dabei von verschiedenen Forschern mit anderen Namen belegt worden, weil der eine Forscher nicht um die Entdeckung des- andern wußte, mangelte es doch an einer Zen- tralstelle, in welcher alle Pflanzen benannt und beschrieben waren, und die Zahl der Gewächse war mittlerweile so umfangreich geworden, daß ein einzelner unmöglich alle Pflanzen im Ge- dächtnis haben konnte. Die Uebersicht ging ver- loren.

Dies war nun der Zeitpunkt, wo Linné's Genie einwirkte, wo Linné durch sein System und seine Benennung der Pflanzen mit einem Schlag Wandel schaffte.

Das Linné'sche System! Zum Ueberdruß haben wir in der Schule davon zu hören be- kommen. Wenn wir uns jetzt freuen darüber, daß unsere Kinder heute in der Schule weniger mit diesem System geplagt werden, so deutet unsere Freude doch beileibe keine Mißachtung der Linné'schen Arbeit an. Das System ist in der heutigen Wissenschaft eben überholt worden, das darf uns jedoch nicht abhalten, die ganze Bedeutung von Linné's Werk voll zu würdigen. Linné hat es selbst gewünscht, daß sein System kein Ideal war, als solches schwebte ihm ein System vor Augen, das die Pflanzen nach der Ähn- lichkeit oder Verwandtschaft zusammenfaßt. Der Schaffung eines solchen fühlte Linné sich aber nicht gewachsen und er baute sein System künst- lich auf, indem er die Pflanzen in Klassen und Ordnungen aneinander reihte, deren Nummer durch die Zahl, Art und Anordnung der Staub- gefäße und Stempel (männliche und weibliche Geschlechtsorgane) bestimmt wurden.

Um eine Pflanze nach dem Linné'schen System bestimmen zu können, müssen Blumen zur Verfügung stehen, wobei zunächst durch Hilfe der Staubgefäße die Klasse und dann die Ordnung festgestellt wird. Der Nachteil des Systems liegt darin, daß manche Pflanzen in verschiedene Klassen und Ordnungen unter- gebracht werden können, infolge der Veränder- lichkeit der Befruchtungsorgane. Seinerzeit bedeutete Linné's System einen gewaltigen Fortschritt, denn es brachte Ordnung in das ge- wordene Chaos, die Forscher konnten sich wieder zurechtfinden und sich auch schneller und leichter verständigen.

Linné ist Systematiker in der Botanik ge- blieben. Er wie auch die ihm nachfolgenden Botaniker haben ihre Hauptaufgabe in der Be- nennung, der Beschreibung und in der Anord- nung der Gewächse. Dadurch wurde gewiß die spezielle Kenntnis von der Gestalt im Pflanzenreiche vermehrt, aber dadurch mußte auch eifentbar werden, daß hiermit unmöglich die Aufgaben überhaupt erschöpft sein konnten, immer mehr mußte das Bewußtsein zum Durch- bruch kommen, daß die Pflanze kein totes Ge- schöpf, sondern ein lebendes Wesen ist. Selbst heute ist die Zahl jener Gelehrten nicht gering, die, wie Linné, einseitigste Systematiker sind und die sich um nichts anderes kümmern. Aber größer wird zur Zeit die Zahl jener Forscher, die zu der Erkenntnis des alten Theophrast zurückgekehrt sind, die die Pflanze als ein Glied der lebendigen Natur anerkennen, das zu- sammengefaßt aus den gleichen Stoffen wie andere Lebewesen, gleiche Lebensbedingungen erfordert, gleiche Lebenszwecke zu erfüllen hat und gleiche Lebensäußerungen fund gibt -- ein Glied, das, vollständig aus dem Kreislauf der lebenden Natur ausgeschaltet, ein Weiter-

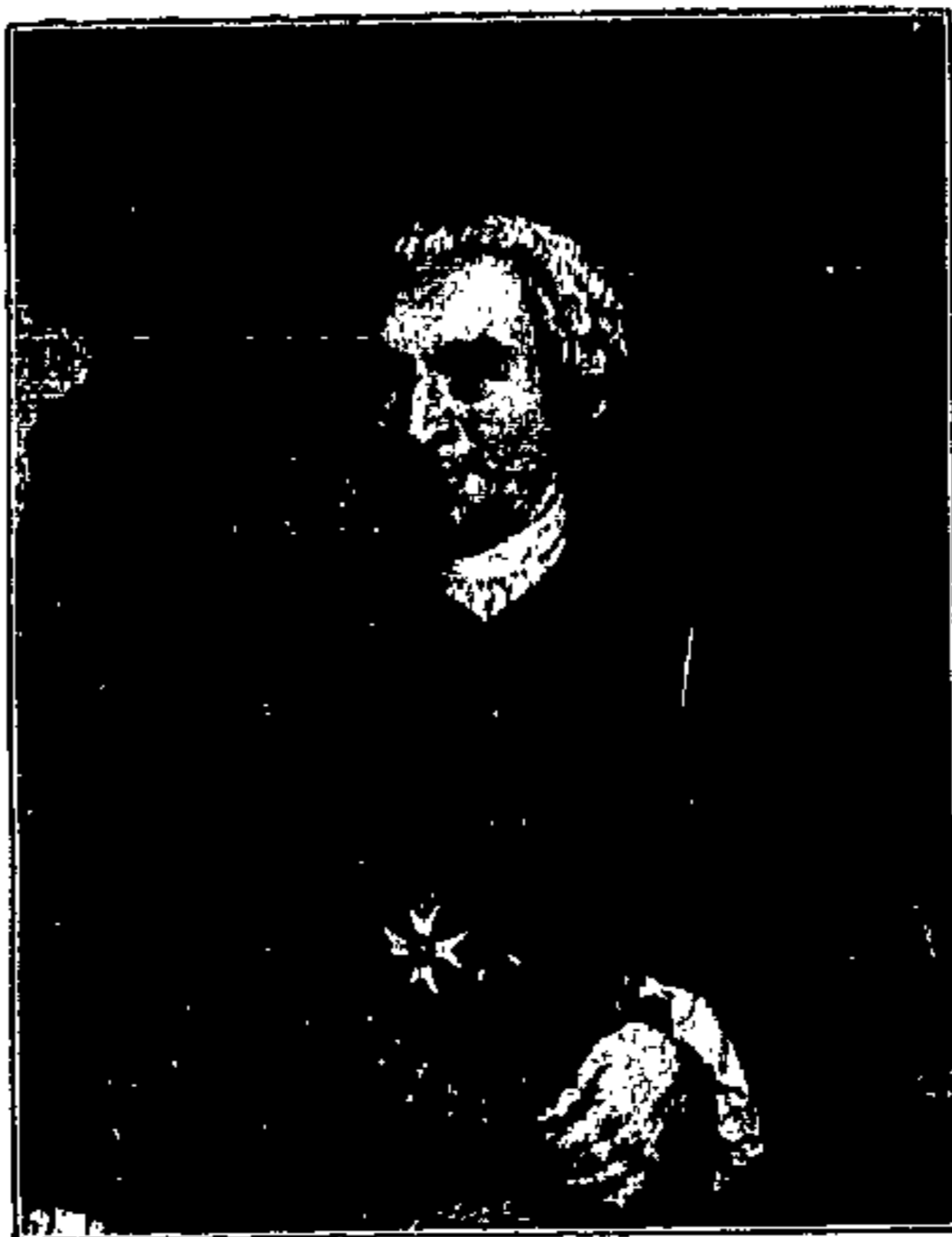
bestehen des Naturlebens überhaupt unmöglich machen müßte. Aber all die Arbeit der ver- gangenen und gegenwärtigen Pflanzenphysio- logen, die uns heute das Studium des Pflanzen- lebens zu einem so anziehenden gestaltet, wäre eine Unmöglichkeit, hätte nicht ein Linné mit ehernem Fleiße Ordnung gebracht in das Chaos einer unübersehbaren Fülle von Pflanzengestal- ten. Und darin liegt Linné's Verdienst. —

28

Der naturgeschichtliche Unterricht in der Volksschule.

Von J. Brand.

Die Natur ist die Quelle aller Erkenntnis. Aus diesem Grunde ist es eigentlich selbst verständlich, daß die Naturwissenschaften eine grundlegende und führende Bedeutung im Leben des Menschen erlangen. Alle anderen Wissen- schaften profitieren von ihr, erhalten von ihr, wenn auch zuweilen sehr gegen ihren Willen. Nur die Theologie nimmt eine Ausnahmestellung



Karl v. Linné.

ein, und hat seit jeher die Naturwissenschaft auf das erbitterteste bekämpft, indem sie den unauferbaren Ergebnissen der Naturwissen- schaft gegenüber gewisse Bedürfnisse des Gemüts für sich reklamierte, die angeblich im Rahmen der Naturwissenschaft keine Befriedigung finden könnten. Das wirksamste Instrument bei diesem Bestreben ist wie immer die Schule, und zwar die Volksschule, über die bis in unsere Zeit und heute noch mehr als je! die Kirche ihre dunklen Mächte breitet. Es ist deshalb auch gar kein Wunder, daß der naturgeschichtliche Unterricht in dem Lehrplan unserer Volksschulen nicht die grundlegende Bedeutung erhalten hat, die ihm gebührt; daß gewisse Kreise noch immer der Ansicht sind, der bildende Wert des natur- geschichtlichen Unterrichtes sei überhaupt gering. Daß solche gerindevördernden Urteile entstehen konnten, hat zum Teil allerdings seinen Grund in der Entwicklungsgeschichte dieses Unterrichtes und der Naturwissenschaft überhaupt. Es ist deshalb bei der Beurteilung des gegenwärtigen Standes des naturgeschichtlichen Unterrichtes von Vorteil, wenn man einen Blick wirft in den Verfall des selben.

Was vor Linné sich Naturwissenschaft nannte, das war, von einigen rühmlichen Aus- nahmen abgesehen, eine Sammlung von sturio- sitäten, ein höchst seiltänzeres Gemisch von Wiß- begier und verrücktestem Aberglauben. Vieft man heute Proben aus dem Werke des berühm- testen „Naturforschers“ seiner Zeit, Konrad von

Besner, den seine Zeitgenossen den „deutschen Plinius“ nannten, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren; mit einer Gründlichkeit, die wahrlich einer besseren Sache würdig ge- wesen wäre, hat dieser alte Herr eine erstaun- liche Menge des kraußesten und abenteuerlichsten Materials zusammengetragen, unter dem hier und da vielleicht ein wertvoller Baustein ver- graben lag, das man heute aber schlechterdings nur noch allfälligerweise genießen kann. Besner starb 1565 in seiner Vaterstadt Zürich. Unter seinen Nachtretern häufte sich der zusamen- getragene Stoff ins Riesenhafte, Echtes und Falsches; und an Ordnung und Uebersicht war gar nicht zu denken.

Da kam Linné und erkannte mit genialer Klarheit die großen Gesichtspunkte, nach denen sich der ungeheure Stoff in ein System bringen ließ. Seine Art der Bestimmung eines natur- geschichtlichen Begriffes nach Art, Gattung, Familie ist bis auf den heutigen Tag für jeden Systematiker vorbildlich gewesen und wird es auch wohl bleiben. Es lag in dem Plane seines großartigen Hauptwerkes, des *Systema naturae*, daß er sich beschränkte auf „Beschreiben und Klassifizieren“. Zu ihrer prägnanten Kürze durch Hervorheben nur der wesentlichen Merkmale sind die Diagnosen Linné's klassisch geworden. Uebertroffen wird ihre klassische Kürze nur noch durch ihre grenzenlose Mächtern- heit. Förmlich unheimlich berührt dieses seelen- lose Aneinanderreihen von „Merkmalen“. Für die Wissenschaft mag diese langweilige Mächtern- heit ein notwendiges Ingrediens sein, obgleich ich auch das zu bezweifeln wage; aber das weiß ich bestimmt: Für den Unterricht ist sie einfach mörderisch. Das hat die Folgezeit leider allzusehr bestätigt.

Linné's Hauptwerk erschien in einer Zeit, in der von einem geordneten naturgeschichtlichen Unterrichte überhaupt noch nicht die Rede sein konnte; was etwa den Anspruch auf diesen Namen erhob, bestand selbstverständlich in dem- selben langweiligen „Beschreiben und Klassifi- zieren“, wie man es dem Meister abgequackt hatte. Woher hätte man wohl auch etwas anderes nehmen sollen!

Und wie der Inhalt langweilig, so war die Methode ein blindes Herumtappen ohne alle leitende Gesichtspunkte. Da war es wirklich kein Wunder, daß diesem Unterrichtszweig wenig Achtung entgegengebracht wurde, sowohl von seiten des Lehrers wie des Schülers. Und ein Vorurteil, das durch ein ganzes Jahrhundert und noch länger konzentriert ist, verliert sich nicht so leicht; es ist, wie gesagt, selbst heute in ge- wissen Kreisen noch lebendig, obgleich manches anders und besser geworden ist. Die Mängel liegen heute ganz wo anders.

Aber vervollständigen wir zunächst unser geschichtlichen Ueberblick. Die Methode des naturgeschichtlichen Unterrichtes erfuhr eine gründliche Umgestaltung durch den bremischen Seminardirektor L i b e n, der im Jahre 1832 einen „Leitfaden zu einem methodischen Unter- richt in der Naturgeschichte in Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien und Seminararien“ her- ausgab. Zu diesem und einigen weiteren metho- dischen Schriften verlegte Liben die Richtschnur für die Erteilung eines vernünftigen Natur- geschichtsunterrichtes in die Seele des Kindes. Wie bedentiam der Fortschritt war, mögen einige Grundzüge Liben's zeigen:

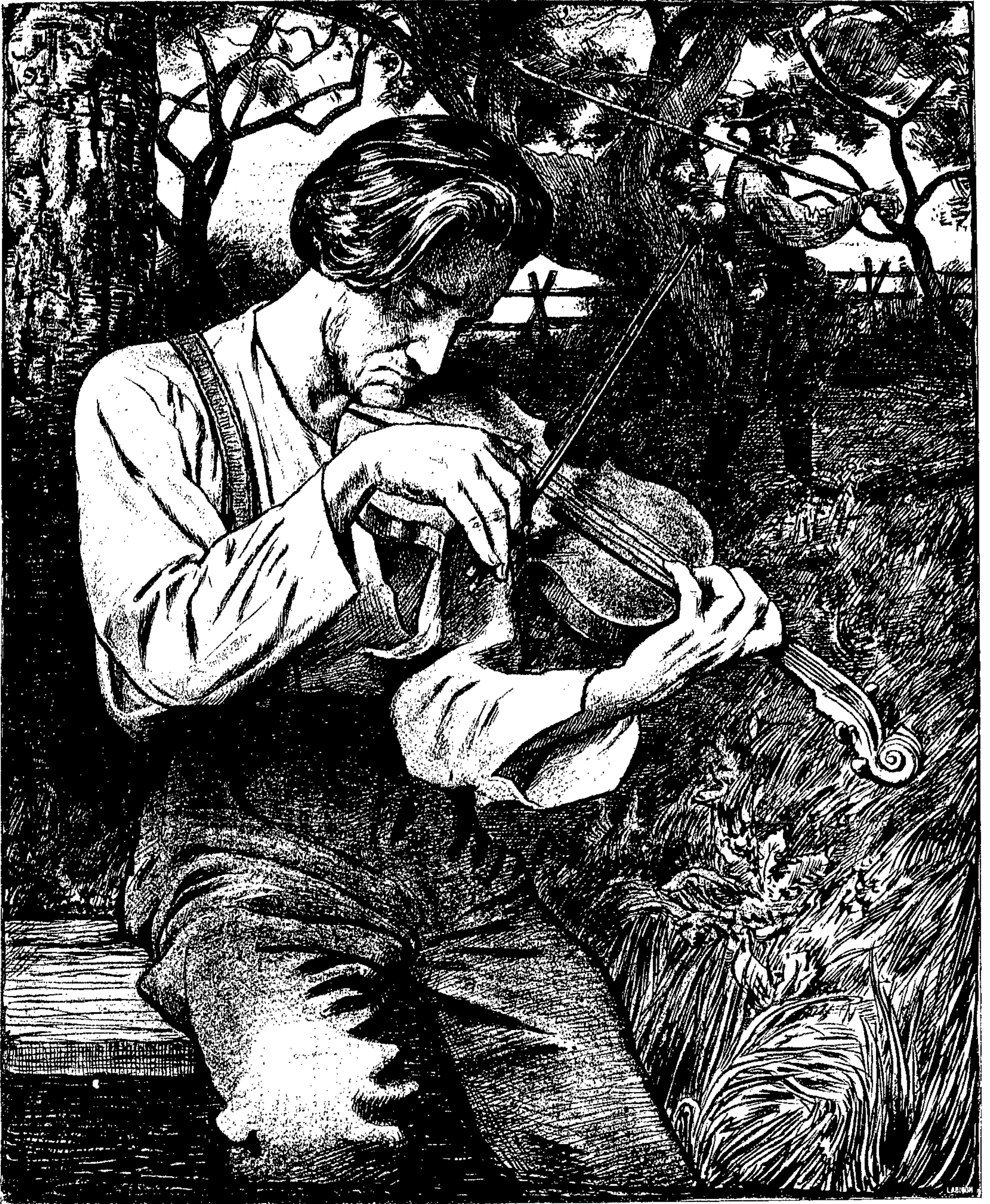
„Sorge dafür, daß das Kind diejenigen Naturkörper kennen lernt, welche auf das Wohl und Wehe der Menschen einen bedeutenden Ein- fluß ausüben. Machte mit den Naturkörpern den Anfang, welche das Kind am leichtesten auf- faßt. Beginne mit dem Betrachten einzelner Naturkörper und laß in denselben das Allge- meine erkennen. Führe dem Schüler die Natur- körper so viel als möglich selbst vor und laß sie ihn mit eigenen Augen betrachten, selbst be-

schreiben und anordnen. Verfüge die Kinder zum selbständigen Untersuchen und Beobachten von Naturkörpern."

War methodisch also ein kräftiger Schritt vorwärts getan, so blieb inhaltlich alles beim Alten. Woher sollte Linsen auch etwas Leben-

diges entnommen haben? Die Wissenschaft wandelte ganz in den Spuren Linne's und ließ sich an dem Einordnen der Naturobjekte in das System genügen; das Mittel wurde zum Zweck gemacht und die Folge war Stagnation und auf dem Gebiete des Unterrichts öder Formalismus.

Dann kam der Aufbruch der Naturwissenschaft; dieselbe begann eine gerade, glänzende Aufwärtsentwicklung auf allen ihren Gebieten und ihr Zugesang ist bis heute nicht unterbrochen. Ganz neue Gebiete sind erschlossen: Geologie, Paläontologie, Embryologi-



Hans Thoma: Der Geiger.

um nur einige zu nennen. Das Interesse an der Natur ist gewaltig vertieft, und wir werfen deshalb mit Recht die Frage auf: Hat der naturgeschichtliche Unterricht mit der überaus glänzenden Entwicklung der Naturwissenschaft gleichen Schritt gehalten? Auf diese Frage läßt sich leider nicht mit einem runden „Ja“ antworten. Unterzieht man die gegenwärtig in den Schulen gebräuchlichen Lehrbücher der Naturgeschichte einer sachgemäßen, aber entschiedenen Kritik, so könnte man zu dem Glauben kommen, Leben habe nicht gelebt. Immer noch das trodene, faßliche „Beschreiben und Klassifizieren“; immer noch Formeln und Anzahl der Zellen; immer noch keine Ahnung von dem Zusammenhang zwischen Körperbau und Lebensweise. Dergleichen Bücher sind also auch heute noch in sehr großer Zahl in Gebrauch und man muß wiederum sagen: Ein solcher Unterricht verdient die Mißachtung, die er vielerorts genießt; er fordert sie geradezu heraus.

Daß aber überhaupt ein solch rückständiger Unterricht heute noch möglich ist, das ist um so bedauerlicher, als inzwischen tüchtige Reformersich redlich bemüht haben, den schwerfälligen Karren ein gut Stück weiter zu schieben.

Im Jahre 1885 erschien ein merkwürdiges Buch: „Der Dorsteich“ des Kieler Hauptlehrers Junge, das dem naturgeschichtlichen Unterricht neue Bahnen vorzeichnete. Zum ersten Male sehen wir hier biologische Verhältnisse mit Nachdruck betont. Das Ziel des naturgeschichtlichen Unterrichts nach Junge ist:

„Ein klares, gemütvolltes Verständnis des einheitlichen Lebens in der Natur.“

Dieses Ziel will Junge erreichen durch einen Unterricht nach „Lebensgemeinschaften“. Dieser ursprünglich von Möbius, dem jetzigen Direktor des Berliner naturwissenschaftlichen Museums, aufgestellte Begriff ist von Junge wenig modifiziert übernommen und für den naturgeschichtlichen Unterricht nutzbar gemacht. Nach Junge ist eine Lebensgemeinschaft:

„Eine Gesamtheit von Wesen, die sich nach dem inneren Gesetze der Erhaltungsmäßigkeit zusammengesunden haben, weil sie unter denselben chemisch-physikalischen Einflüssen existieren und außerdem vielfach von einander, jedenfalls von dem Ganzen, abhängig sind, resp. auf einander und das Ganze wirken.“

Neben Junge die Abhängigkeit der Naturwesen von einander, den kausalen Zusammenhang von Körperbau und Lebensweise, als das Prinzip seiner Methode hinstellt, fordert er zum ersten Male eine biologische Betrachtungsweise. Das ist der Kern seiner Reform und sein großes Verdienst, das bleiben wird, auch wenn man von den Lebensgemeinschaften mehr oder minder zurückkommen sollte, wozu allerdings sehr wenig Grund vorhanden ist. Das Bild würde indessen unvollständig sein, wenn ich nicht noch zwei charakteristische Züge nachtragen wollte. Der erste ist dieser: Als Junge mit seinen neuen Gedanken hervortrat, da gab es natürlich eine Anzahl kluger Leute, die das alles längst gewußt und gekannt und gemacht hatten; zehn Jahre vor Junges „Dorsteich“ und weit besser als er! Die Geschichte ist über diese unbedeutenden Anführer zur Tagesordnung übergegangen. Der zweite Charakterzug zeigt sich allemal da, wo jemand auf der Bahn freier Entwicklung einen mutigen Schritt vorwärts tut: die schwarze Kette schreit von Materialismus, Atheismus, Nihilismus, Unglauben und anderen fürchterlichen Dingen. Wenn sie noch recht gehabt hätten! Aber Junge dachte ja garnicht daran, die übelangebrachten sogenannten „religiösen“, besser gesagt kirchlichen Ansprüche energisch zurückzuweisen. Und seine Nachfolger tatens leider noch weniger.

Alle neueren Methodiker stehen auf den Schultern Junges. Der erfolgreichste und ver-

dienstvollste unter ihnen ist Prof. Dr. Otto Schmeil in Marburg, der außer einigen methodisch-theoretischen Büchern eine ganze Reihe von Lehrbüchern des naturgeschichtlichen Unterrichts geschrieben hat, in denen er seine Methode zur Anwendung bringt. Da Schmeil mit seinen Büchern außerordentliche Erfolge in der Lehrerschaft aufzuweisen hat, so möge hier noch eine kurze Charakterisierung seiner Methode folgen.

Nach Schmeil ist

„eine eingehende biologische Behandlung der Einzelwesen in den Schulen aller Kategorien der Kernpunkt des naturgeschichtlichen Unterrichts und das Fundament für alle weiteren Bestrebungen.“

„Soll der Unterricht dem Schüler ein „gewisses“ Verständnis der umgebenden Natur erschließen, so darf er sich, besonders auf den höheren Stufen, nicht an Einzelbetrachtungen genügen lassen, sondern muß auch das Verhältnis der Naturkörper zu einander berücksichtigen.“

Die Wechselbeziehungen zwischen dem Naturwesen und seiner Umgebung werden auf das gründlichste untersucht; nach Möglichkeit wird nach dem „Warum“ gefragt; die „Vertikung der Tatsachen“, in der ja nach Alexander v. Humboldt der Reichtum der Natur wissenschaftlich besteht, wird das Ziel der Aufmerksamkeit, kurzum, es wird überall ein „genaues Beobachten, denkendes Erfassen der Erscheinungen, stärkere Berücksichtigung der Biologie und der Kausalität“ erstrebt.

Dem letzten Ziele aller Naturbetrachtung, der Erfassung der Natur als einer organischen Einheit, eines Organismus, steht Schmeil ziemlich skeptisch und abweisend gegenüber; deshalb lehnt er auch die Gesetze des organischen Lebens (Naturgesetze, biologische Gesetze) für die Schule so ziemlich ab. Von Darwin darf in der Schule nichts gelehrt werden, weil angeblich nur „unwiderleglich feststehende Tatsachen“ in die Schule gehören. Statt dessen empfiehlt Schmeil „allgemeine biologische Sätze“: „Viele Tiere des Feldes besitzen in ihrem erdfarbenen Kleide ein vortreffliches Schutzmittel gegen ihre Feinde“; oder: „Tiere, die vielen Gefahren ausgesetzt sind, erzeugen meist eine große Zahl von Nachkommen“; oder: „Pflanzen, deren Samen durch Vögel verbreitet werden, tragen saftige oder fleischige Früchte“ usw. Diese „allgemeinen biologischen Sätze“ werden dadurch von den Schülern selbst gewonnen, daß der Lehrer „aus einer Summe verwandter biologischer Erscheinungen das Einheitliche, Gemeinsame herausheben läßt“. Wichtiger jedoch als diese Sätze sind die ihnen zugrunde liegenden Tatsachen. „Der Inhalt der Sätze hat dem Lehrer als Direktive seiner Behandlung zu dienen.“

Fügen wir schließlich noch hinzu, daß eine Reihe neuer Methodiker dadurch eine Konzentration im Unterricht erreichen wollen, daß sie Naturgeschichte und Naturlehre koppeln, so ist damit diese kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts beendet.

In der Praxis sieht die Sache allerdings ganz anders aus. Die schönen Forderungen der Reformers stehen zumeist nur auf dem Papier. Jeder einsichtige Lehrer wird sich freuen, daß die Forderung nach einem biologischen Naturgeschichtsunterricht mit Nachdruck erhoben wird. Aber was nützen mir die interessantesten Reihen biologischer Tatsachen, wenn bei den Schülern nahezu alles fehlt, an das ich anknüpfen könnte? Einem Ueingekehrten wird das kaum glaublich klingen; die Tatsache bleibt trotzdem bestehen: Unsere Schüler beobachten, erleben zu wenig! Ich denke hierbei zunächst an Stadtkinder; aber ich befürchte auch, daß die Verhältnisse auf dem Lande nicht viel besser sein werden. Die Vor-

stellungen, die unsere Stadtkinder von den einfachsten und häufigsten Dingen der Natur haben sind über alle Maßen armelig, lückenhaft und falsch. Beweise, unvorderlegbare, stehen zahllos zur Verfügung. Von 18 Kindern einer dritten Knabenklasse (durchschnittlich 12jährige Schüler) kannte kein einziger den Haselstrauch, trotzdem ein Zweig von beträchtlichem Umfang mit Stacheln vorgezeigt wurde. In derselben Klasse kannte niemand eine Lerche; ein Staar wurde für einen Stibis angesprochen und so fort. Da sind den Lehrern leider allzuweit bekannte Tatsachen. Wer aber ist Schuld daran? Der unfruchtliche Unterrichtsbetrieb. Da sitzen Lehrer und Schüler jahrein jahraus im Klassenzimmer und erzählen und hören Wunderdinge von der herrlichen Natur da draußen; und niemand bekommt die Herrlichkeiten zu sehen. Worte sind Worte und wenn sie noch so begeistert gesprochen werden; ihr Klang verhaucht und dann bleibt nicht übrig. Woher sollen denn da dem Schüler die Vorstellungen kommen? Die schönsten Wälder und Wälder sind ebender Notbehelf. Warum läßt man die Lehrer mit ihren Schülern in der Naturgeschichtsstunde nicht draußen unterrichten? Und wenn wirklich jede Woche ein Morgen dazu verwendet würde, und wenn wirklich unsere Schulbehörden einen Fonds einrichteten für Klassenfahrten mit der Eisenbahn in die Umgebung der Stadt; würde dieser Aufwand von Zeit und Geld nicht reichlich aufgewogen durch Freude und Gewinn am Unterrichte? Einmalig im Klassenzimmer erteilter Naturgeschichtsunterricht ist in seinen Folgen gleich Null. Eine Vorbereitung zu einer bevorstehenden Wanderung mag immerhin in der Schulstube stattfinden, ebenso eine nachträgliche Besprechung der erlebten Eindrücke; aber die Eindrücke selber muß die Natur vermitteln. Und dann kosten sie auch und man macht nicht ständig die Erfahrung, daß alles vergessen ist.

Wenn solche naturgeschichtlichen Klassen ausflüge wirklich ihren Zweck erfüllen sollen, dann müssen selbstverständlich unsere Schüler zahlen in den Klassen bedeutend kleiner werden mit 10, 20 oder gar 30 Schülern einen Beobachtungsausflug machen, dabei hört jede Freude und jeder Erfolg auf.

Der zweite Krebschaden, an dem der naturgeschichtliche Unterricht von Anfang an krank ist der klaffende Zwiespalt, der durch unsern gemeinsamen Unterricht geht, und zwar ein Zwiespalt schlimmster Art.

Auf Grund des kirchlich beeinflussten sogenannten Religionsunterrichtes wird den Kindern beständig geredet von einem allmächtigen Gott der Himmel und Erde mit allem, was darauf ist geschaffen, d. h. nach der kirchlichen Erklärung „aus nichts hervorgebracht“ hat. In der Naturgeschichtsstunde lernen sie die Unmöglichkeit alles übernatürlichen Entstehens und den kausalen Zusammenhang der Tatsachen kennen: Dort Glauben, hier Wissen; dort mystischer Dunkel, hier helles Tageslicht; dort Stuechtur der Besinnung, hier Freiheit des Streben. Zwischen beiden Polen wird das Kind unauhörlich hin und her geschleudert und kommt an dem Zweifel nicht heraus. Der Naturgeschichtsunterricht hat wie jeder andere Unterricht mit dem Religionsunterricht nicht schlechterdings nichts zu tun und kann unheimlich und verwirrend wirken.

Unsere Zeit braucht Männer und Frauen mit klaren Augen und hellem Geiste, die den Schatz ihrer Kenntnisse und Erkenntnisse, der sie aus der Natur geschöpft, verwenden können.

Um aber klare Augen, die scharf beobachten und einen hellen Geist, der scharf denkt, zu erhalten, sind vor allem zwei Dinge nötig: Zeit zum Beobachten und Freiheit von allen überlieferten Glaubenszwang. Zwang ist kein Unterricht dienlich, am allerwenigsten aber dem naturgeschichtlichen Unterrichte.

Geschichte eines Patenlöffels.

Von Gottfried Kinkel.

I.

Ich bin ein Löffel und stamme aus Bonn. Meine ersten Erinnerungen sind dunkel: von Menschen geht es in diesem Stücke ebensowenig wie ich im Erdchoß gefunden worden bin und was sie dann mit mir anstellt haben, das weiß ich nicht; nur die inarminige Feuersqual habe ich nicht vergessen, aus der ich gelöst hervorkam. So in das Reich der Gestalten einzugetreten, lag ich lange Jahre an dem weiten hellen Schauplatz des Herrn Goldschmieds Kreier in der Wenzelgasse und Liebäugelle mit den fünf kupfernen Schutzpatronen des Künstlers, die in demselben Laden gleichfalls ihrer Erlösung harren. Ich sah die zahlreichen schönen Mädchen der Wenzelgasse vor meinem Fenster hin und zurückgehen, bis sie endlich entweder heirateten oder auch nicht; ich erlebte viele Generationen der Studenten und bemerkte, wie sie vom wilden, mit nackter Brust dahin schreitenden Wären (denn das waren sie Anno achtzehn und überhaupt in den ersten Jahren der Universität) allmählich unter der Leitung des erimierten akademischen Gerichtsstandes und des Herrn Witzko zu zahmen Löwen der aristokratischen Salons und zu würdigen Gesellschaften hier studierender Prinzen heranreiften. Am ganzen hatte ich damals ein vergnügtes Leben. Nur ängstigte ich mich samt den anderen Silberlaffen des Nachts oft sehr vor den Lieben, denn ich wußte, daß diese meiner Jugend nachstellten und mich und meinesgleichen gern entführten. Allein unsere Sorge war unnötig: denn es gingen damals die gewöhnlichen Nachtwächter in der Stadt, und da diese nicht so viel Geld hatten als die jetzige Bürgerwehrwache, so konnten sie nicht, wie diese, die ganze Nacht in Zechen sitzen, sondern mußten noch gedungen ihres Amtes auf der Straße warten. Ich darf daher jetzt, wo ich schon alt, krumm und lahm bin, wo mir also eigentlich an meinem Kufe nicht viel mehr liegt, dennoch der Welt versichern, daß ich niemals meine Unschuld durch eine Entführung eingebüßt habe.

Noch sah ich endlich auch meine Stunde, in der es den Abschied von der leeren Stätte galt, wo meine Wiege gestanden hatte: denn eben eine andere Wiege war's, wohin ich wandern mußte. Eine wackere Bürgerin kaufte mich als Weichent für ihr Mädchen. Ich empfand diese Erhöhung meines Ranges mit Stolz, und mit demselben erhabenen Gefühl, mit welchem sich ein Doktor zum erstenmal Sanitäts- oder gar Medizinalrat unterzeichnet, sprach ich zu mir: Empfieße, Löffel, was du bist! Aber ich verriet meine Empfindungen nicht: mit der stolzen, backenichwellenden Gleichgültigkeit, mit welcher ein neugeborener Stadtrat unsere Rathhausstreppe erklimmt, stieg auch ich die Stufen hinauf, die den ganz gemeinen Löffel vom Patenlöffel trennen. Ich wanderte im Mantel der Dame zur Mündtaufe: dasebst wurde ich einem allerliebsten kleinen Mädchen in die Wickelschür gebunden. Sowohl das Kind als ich verhielten uns während der heiligen Handlung ganz ruhig, und am Schlusse derselben sagte die Patin: das gibt gewiß einmal ein frommes Kind, denn es hat über der Taufe gar nicht geschrien. Meiner gedachten sie gar nicht, und ich sah daraus gleich, wie oft das stille Verdienst im Leben verkannt ist, in einem Leben, wo nach bekannten Behauptungen die Wähler nur deswegen überall siegen, weil sie überall mehr Spektakel machen.

Mein Leben als Minderlöffel war reizend. Ich schweige davon, daß ich die meisten süßen

und guten Sachen noch eher als mein kleines Mädchen eingeschüttelt bekam: nein, auch die geistige und gemüthliche Freude war groß. Ich sah die tausend süßen Vande, die eine junge Mutter an ihr Kind küssen; ich empfand die Tränen der Zerknirschtheit, die jene oft weinte, wenn sie in stiller Nacht über das Kleine sich weigte, das an ihrer Brust lag; aber auch die anderen heißen, kalten, unermesslich vorquellenden Thänen blieben mir nicht verborgen, die an jenem Tage floßen, als das Kind zum erstenmal gefährlich krank war. Und dann die Geneßung! und das Anwachsen des Kindes! und sein erstes Herauslaufen auf eigenen Füßen an Mutterhand! und die erste Blume, die es am Wege entdeckte! und zuletzt das lustige Lachen, wenn es mit seinen blauen Augen und seinem blondköpfigen in mir sich spiegelte und die lieblichen Mäde ihm wunderbar entstellte und vergrößerte aus meiner inneren Söhlung entgegenlachte!

Langsam, langsame Jahre habe ich unter der Leinwand gelebt! Nach und nach füllte sich der Kasten immer mehr, zuletzt wich die Leinwand, und es wurden nun neben mich allerlei Gold- und Silbergeräth in den Kasten niedergelagt. Die Mutter des Kindes kam auf die Jahre, sie besuchte seine Wälle mehr und bewahrte, was von Schmuckstücken aus der Kamille auf sie vererbt wurde und was sie selbst besaß, in meiner Nähe auf. Aber obwohl sie alt wurde und ihre Stirn sich faltete, vergaß sie ihr Herz nicht, und oft in tiefer Nacht, müde vom wackern Schalten der Hausfrau und Mutter, trat sie noch zu meinem Aufenthalt und musterte ihre Schätze. Nicht waren wir ihr die Schätze des Bucherers, sondern mein teure Erinnerungen in die still selige Jugend. Da lag das kleine dünne Kindlein mit den drei unechten Granatsteinchen das hatte ihr einst bei einer Sonntagspartie bei Bühl der blutjunge Luzeist zum Viel lieben geschenkt! ach er war ihr Vetter, und hatte sie von alleinzig, so grenzenlos lieb, wie man ein Mädchen lieb hat mit siebzehn Jahren. Aber der arme Vetter durfte an sie nicht denken, denn sie war ein reiches Bürgerkind und obenein ein Jahr älter als er! da ging er unter die Seminaristen und ist nun ein geistlicher Herr in der Gasse, der seinen Bauern Sonntags von der Kanzel verliert, welchen Professor oder Pastor sie wählen sollen nach Frankfurt oder Berlin, und der über dieien Zeelsorgereier gar nicht mehr denkt an die ehemals reiche und ehemals schöne Cousine. Da lag auch das goldene Kreuzchen mit acht Diamantsteinchen: das nabate sie an ihre zweite Liebe, die nicht bloß Mitleid gewesen war gegen einen Milchbark, sondern Feuer und Flamme gegen einen schwarzen Schwanzbart: das war die lodrende Liebe zu einem französischen Offizier, der kurz vor dem Ausbruch der Befreiungskriege bei ihren Eltern im Quartier gelegen, und mit dem sie oft, abends zwischen Tag und Dunkel, wenn sie die Treppe hinab und er hinaufging, freundschaftlichen Wort und wohlthätigen leisen verhaltenen Händedruck und einmal, einmal sogar schon einen Kuß getauscht! und bei dem stille hängte er ihr das kleine Kreuzchen an, das er einst in Spanien von einer Königin erbenet hatte. Ach, der Abend des Lebens

es war derselbe Abend, an welchem drüben von Rheine die Kosaten über den Strom schwammen und auf der Rheine Wein forderten und entlichlichen Schred in Bonn verbreiteten! es war der letzte Abend, daß die Franzosen in Bonn sich schloßen legten. Wir geben, so rief der Franzose am anderen Morgen ihr zu, wir geben, aber wir kommen wieder! à revoir mami! Er kam nicht wieder, nie wieder! bei Zombressi

wurde er vom Schimmel geschossen, und aus seiner Nische erwuchs ein Pfannenbaum, zu dessen Füßen alljährlich die Kinder eines wallonischen Bauern emporkletterten. Und wenn meine Herrin fünfzig Jahr war sie alt, und sie hatte einen weidlichen Mann und zwei herrliche Söhne und blühender Töchter drei! aber wenn alles im Ganzen tief im Schlaf lag und sie kam noch einmal auf die Leinentube und sah das kleine unheimbare Kreuz mit den acht Diamantsteinchen, dann habe ich es immer wieder nah werden sehen von ihren Tränen um den Schönen, Frühgetalenen. Und dann kam die Anzahl der Ringe, Mettchen und anderen Schmuckstücken, die ihr jetziger Gemahl, ein glücklicher und begüterter Mann, während eines langen und lustigen Prantmandes ihr geschenkt hatte. So lagen die Ehringe, die er ihr an dem Namenstag gebracht, wo sie ihm zuerst erlaubt hatte, ihr ein Geschenk zu geben

da kam der Ring mit zwei Herzen, einst der Trauring seiner Mutter, den er nun ihr in der Stunde des entzückten Ja! angesteckt, und der seitdem dem hochzeitlichen Ringe Platz an ihrem Finger gemacht hatte! da kam endlich die schwere Goldkette des Hochzeitstages mit dem Schloße von echten Brillanten, die damals aus dem weissen Brautkleider so mächtig hervorblühten und die nun ihrer Tochter, meinem Paten, bestimmt waren zu gleichen hohen Festfeier des weiblichen Lebens. Und so lag noch gar mancher Stük da, lobbar an Metallwert, köstlicher durch seine Erinnerung! der Schmuck und Silberlaffen war das Tagebuch der Matrone, das sie gar oft mit tiefer Herzenempfindung und Andacht im Stillen durchlas.

So rollten die Jahre hin, bis das Jahr 1817 kam. Es war ein schlechtes Weinjahr und ein noch schlechteres Finanzjahr! weder der Wein noch die Finanzen waren durch den neuen preussischen Landtag verbessert worden. Auch in unserem Hause nahm Handel und Wandel den Krebsgang: die Zahlungen gingen schlecht ein, die Leute hatten kein Geld, bei uns zu Hause, und meine Herrin, die begüterte Matrone, kam viel seltener nach uns zu sehen, denn sie wandte die Nachstunden jetzt heimlich an, um die alten Kleider ihrer Kinder zu flicken, weil das Geld für neue nicht immer sich beifand. Nach außen ging zwar das Leben seinen gleichen Gang fort: man sah noch immer keine Freunde am ein Glas Wein bei sich, die Kran ging mit den Töchtern als eine ganz anständige Staatsdame auf die Matinee, und man tat es in allem noch den Frauen der Professoren und der Staatsbeamten ganz gleich. Denn die letzteren veränderten in ihrer Lebensart nichts und wunderten sich wegen der steigenden Unzufriedenheit der Mannstrachen über die Zeitumstände; denn es werden bekanntlich im preussischen Staate die Steuern um mehr als halber Pünftigkeit und nebenbei, da in auf jedes Pröckchen und jeden wehrlichen Schminnen fallen, auch mit ganz unmanweiblicher Zierbeit einatrieben: der Mann von Preußen hat also für seine Beamten immer Geld genug, und diese stehen sich nie besser als wenn es den anderen Leuten so schlecht wie möglich geht. Denn in solchen Zeiten kostet bekanntlich das Brot nicht viel, und sie leben also dann desto besser, weil ja ihr Gehalt nicht mit dem Brotpreise fällt. Es war also von den Professorinnen und Beamtenfrauen ein ebenbürtiges als patriotisches Gefühl, welches sie mit den Zeitumständen und folglich auch mit den Regierungsmaßregeln, durch welche diese Zeitumstände herbeigeführt waren, vollkommen zufrieden sein ließ.

(Fortsetzung folgt.)

* Man beachte die gleichlautend betitelte Notiz auf der letzten Seite dieser Nummer.

Bestenstes Gestade.*

... Da hebt der Friede seine Wundergeige Und seinen Bogen dämmerglanzberauscht ...

Die Saiten zittern und die Nacht erklingt Plus tausend ungeahnten reichen Quellen Und trägt das Zauberlied in weichen Wellen

Das Meer hält seinen Atem an und lauscht, Und Lichter blühen auf aus seinen Bogen. Der Friede führt den silberfeinen Bogen Zum Sternentanz

Im leisen Blütenwehn Träumen die Gärten und die kleinen Hütten ... Auf Kinderjohlen kommt das Glück geschritten Und bleibt vor jeder Türe stehn ...

Robert Walter-Freyr.

Der Gelger. Hans Thoma, der Sohn eines Bauern, ist in dem Schwarzwalddorf Vernau geboren, aus dem er bis zu seinem zwanzigsten Jahr nicht herauskam, wenn man die sehr kurzen Mutterpredigten nicht rechnet. Seine Mutter - gerade im Volke finden wir oft dieses einfache, schlichte Verständnis - soll ihm mit Tatkraft und Umsicht zur Seite gestanden haben, als es galt, den Künstlerberuf durchzuführen. Er besuchte dann die Kunstschule in Karlsruhe. Seine Art war nicht flüchtig, er lernte mit Geduld und Fleiß. Da er bald einen ganz fest umschriebenen künstlerischen Charakter in seinen Bildern offenbarte, wurde es ihm nicht ganz leicht, Anerkennung zu finden. Man wies seine Bilder von den Ausstellungen zurück. Und er selbst hat vor kurzem bei Gelegenheit der Frage, ob nationale oder internationale Ausstellungen richtiger seien, wobei sich Thoma auf die Seite der internationalen stellte, hervorgerufen, daß ihm seinerzeit der erste Trost aus England gekommen wäre. Dort sei die erste Kollektivausstellung seiner Werke veranstaltet worden, die ihm Anerkennung und Einnahme gebracht hätte. Dann sah sich Thoma in Düsseldorf und München um, er kam auch nach Paris und nach Italien. Und überall bereicherte er sich, ohne ein anderer zu werden. Sein Charakter, seine Art standen fest. Seit 1877 lebte der Künstler in Frankfurt a. M. Er arbeitete still für sich, nur wenige Freunde wußten von seinem Schaffen. Sein Ruhm datiert seit 1890; mit Arnold Böcklin, dem Schweizer, wird er seitdem zusammen genannt. 1899 wurde er nach Karlsruhe berufen, als Professor und Direktor der Kunstschule.

Ein Bauernsohn ist Thoma; das Bäuerliche, Dörfliche spricht sich in seinem Schaffen konsequent aus; wurzelecht ist seine Kunst.

Der Schwarzwald hat seinen eigenen Charakter. Die Berge sind nicht großartig, sie ragen nicht mit Schneegipfeln in die Wolken. Aber sie sind auch nicht mannsförmlich. In schönen, grünen Massen zieht sich das Gebirge hin, träumerische Hänge, voll Licht und Wärme, nicht tropisch, sondern in sich versunken. Da rauscht der Bach mit lieblichem Tonfall durch die Gründe, die Vögel singen voller Lust und die Dörfer liegen beschaulich zu Füßen der grünen Berge. Klar und frisch ist die Luft; Tannenswälder auf den Höhen. Eine stille Welt, voller Schönheit und Kraft und voll stillen Wachstums. Dieses stille Wachstum hat auch Thoma. Er hat ruhig in sich aufgenommen, was sich ihm bot. Im Grunde ist er aber immer derselbe geblieben, und er offenbar damit seine eigenartige, bäuerliche Natur. Wie die Landschaft des Schwarzwaldes ist er: kräftig, träumerisch, ohne raffinierte Effekte.

Besondere Verdienste hat sich Thoma um die graphischen Künste erworben, die erst in unseren Tagen durch die neuen Vertriebsmittelanordnungen erhöhte Bedeutung gewonnen haben. Gerade diese hübschen Plätter, die Lithographien, sind bestimmt, ins Volk zu dringen, und Thoma hat sein Teil dazu beigetragen. Er offenbart darin, was sein eigen ist, die Sichebeit und Gründlichkeit der Zeichnung, und hinzu kommt die eigene, abgeschlossene Welt, die Stimmung, in die Thoma seine Motive taucht.

* Aus dem empfehlenswerten Gedichtbuch: „Aus allen Schlössern, die nicht stürzen wollen“ von Robert Walter-Freyr. Hamburg. Druckerei-Gesellschaft Hartmann & Co. (vorm. Richterische Verlags-Anstalt).

Eins seiner feinsten Plätter ist „Der Geiger“. Mit welcher echt künstlerischen Liebe ist da alles gezeichnet! Die Bäume, die Gräser, Baum und Strauch. Ein schönes Raumempfinden - im Vordergrund die große Gestalt, dann die kleinere Figur des vorübergehenden Landmannes und ganz hinten freier Hintergrund - gibt dem Plätt Klarheit und Größe.

Feinfühlig ist der symbolische Gedanke in Komposition angelegt und hat Gestalt gewonnen. Man könnte das Plätt auch „Sommerfrieden“ betiteln. Denn sind das nur greifbare Gestalten, die zufällig da sind? Weshalb schließt der spielende Landmann die Augen?

Wenn Du einmal über eine Wiese gehst, fern von der großen Stadt, und der Sommer blüht um dich, dann hörst du vielleicht die Stimmen der Natur. Es summt und klingt um dich. Hinter dir geht der Landmann still seiner Beschäftigung nach und sein Schritt klingt gedämpft in der großen, bewegten Stille. Dann schließtest du vielleicht die Augen und stärker wird die Melodie. Sommerliche Pracht umweht dich und hüllt dich sorglich ein. Dann träumst du vielleicht und hörst im Traum diese Melodie immer schöner anschwellen. Das ist der Sommertraum der Natur, unbeobachtet, unbekannt. Alles andere verfliehet, und Baum, Strauch, Gräser und all die Tierchen unter den Gräsern leben ihr eigenes Leben. Deshalb ist Stille, weil das heimliche Leben ringsum anersieht. Und dieses Leben eilt sich zu einer großen Melodie. Und diese Melodie spielt der Geiger mit geschlossenen Augen still vor sich hin. ... Diese Schönheit hat Thoma gefühlt und mit kräftig-feinfühligter Hand nachgeschaffen. Durch den Ernst dieses Könnens hat die Idee eine künstlerische Form voller Ruhe und Größe erhalten.

hebt, einem unumtägigen Minde gleich, ein paar bittende Hände zu der öffentlichen Stimme empor, und ruft: „Hilf mir, daß mein Vater und Erzieher frei werde!“

Die „Erzählungen“ Minkels sind unter demselben Gefühl der Festlichkeit übergeben worden, welches in den obigen Zeilen ausgedrückt wird. Obwohl sie ein Stück enthalten: „Die Heimatlosen“, Erzählung aus einer armen Hütte, welches, in Mastalt bei der dem Verfasser vorsehenden Möglichkeit, daß er doch zum Tode kommen verurteilt werden“, geschrieben, und „auf dem Weg“ an Johanna geschickt, dem Schwereprüften „als sein Testament an die Demokratie“ galt, so macht jedoch das Buch im großen und ganzen einen politisch harmlosen Eindruck. Schon bemerkte der Rezensent in der freilich nicht als allzliberal verschrienen „Mugsburger Zeitung“, daß, wie wohl „die meisten Leser diese Sammlung mit der Erwartung in die Hand nehmen würden, Dichtungen im Geiste der freisinnigsten Revolutionslieder oder sozialistische Romane zu finden, wie einige rheinischen Maler proletarische Genrebilder zu entwerfen begonnen haben“, sie jedoch enttäuscht sein würden bei der Lektüre „dieser Reihe glücklicher Naturschilderungen“, dieser „teils tief ergreifenden Szenen aus Haus- und Volksleben am Rhein, Mosel und Ahr“, dieser „ergößlichen, musikalischen Schwänke“, dieser „reizenden Studien“. Höchstens könne man - in zwölf - Erzählungen - auf zwei oder drei Stellen von wenigen Zeilen, aus denen fast unbehindert die „Gemeinschaft“ herausflüge, „in welche die Strudel und Wirbel des vorletzten Jahres Minkel gezogen.“

Die Minkelschen Erzählungen haben bis heute zwei weitere Auflagen erlebt, die zweite im Jahre 1851, die dritte 35 Jahre später, nachdem der Verfasser schon entschlafen war, beide unverändert. In sofern dürfte es gegenwärtig angezeigt sein, dem deutschen Publikum durch die Mittheilung einer hier außer acht gelassenen, äußerst charakteristischen „Erzählung“ Gottfried Minkels aus den Jahren 1848-49 einen Zeitfaden zu liefern, womit es in das Labyrinth des von den bisherigen „Minkelschriften“ wie um die Wette so arg mißhandelten Seelenlebens des rheinischen Volksmannes in der entscheidungsvollen Periode seiner sozialen Wirksamkeit eingeführt werde. Was in die 1. Auflage der „Erzählungen“ nicht aufgenommen wurde, noch aufgenommen werden konnte, in einer Zeit, wo es sich vor allem darum handelte, das Mitleid der leitenden Klassen für den Kollektivenden zu erwecken, ein Mitleid, das ohnehin schon ziemlich schwer zu beanspruchen war, weil Minkel, wie die „Münchener Zeitung“ vom 1. November 1849 schrieb, „ein Mann der sozialen Republik war, der stets nur an der Spitze des Proletariats der sogenannten Bourgeoisie schroff entgegentrat und den ehrlichen Leuten von Hab und Gut nicht wenig Angst und Aerger machte.“) was in den zwei folgenden Auflagen aus sehr verschiedenen Gründen, die hier auseinander zu setzen nicht der Ort ist, nicht geschah, soll nun in diesen Plättern stattfinden. Fehl brauchen, um mit dem oben angeführten ehelichen Rezensenten des Mugsburger Blattes nochmals zu sprechen, „die vielen alten Freunde“ des weiland Bonner Professors - und dazu rechne ich die Herren, die im Jahre 1904 diesen merkwürdigen Aufruf an das deutsche Volk haben ergehen lassen, worin es heißt, daß durch die Errichtung eines Minkel-Denkmals in Oberkassel a. Rh. im Jahre 1906 eine „Ehrenschuld“ abgetragen wird, die „dem Dichter“ und nicht „dem Politiker“, dem Verfasser von „Elio dem Schütz“ und nicht „dem durch seine politischen Arränge schwer genug geprüften Mann“ gilt - nur die folgenden Zeilen (bei denen aus juristischen Gründen einige Stellen, die durch Punkte gekennzeichnet sind, fortlassen mußten. Anmerkung der Redaktion) zu lesen, um Aufschluß darüber zu erhalten, wie und dem als weidherzig verzeichneten Pastorensohne des Tribuns der Steuerverweigerung, des Juges nach Siegburg und der pfälzisch-badischen Revolution der Dramatiker von „Mimrod“ und der Sänger der Gedichte zweiter Sammlung (1861) entliehen können.

Paris, 1907.

Prof. Camille Pittolet.

*) Gedichte von Gottfried Minkel, 2. vermehrte Auflage, Stuttgart und Tübingen, 1850, 2. VI. *) Mugsburger, op. cit. S. 27. Die Erzählung heißt ferner für uns das Interesse, daß in ihr Minkel den Aufstandskrieg in Baden als Augenzeuge künstlerisch verewelt hat. *) „Mugsburger“, Beil. zu Nr. 3, 3. Jan. 1850. *) Den Artikel druckte auch die „Mugsburger“, vom 8. Nov. 1863, S. 1893, wieder ab.

Geschichte eines Patentlöfzels.

(Zur Einleitung in unsere Erzählung.) Am 10. Dezember 1849 übergab der Direktor der Rangarder Strafanstalt, Schindel, dem Gesangenen Gottfried Minkel „zwei von den Büchern ... die dessen Frau in der Hoffnung, daß ihr Gatte bald mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt werde, mitgeschickt hatte.“) Eins der Bücher enthielt „Novellen, von Minkel und seiner Frau verfaßt.“) In der Nummer 350, vom 25. Dezember 51 an, kündigte in der Tat die „Mugsburger Allg. Ztg.“ als „soeben erschienen“ im Cotta'schen Verlag an, die „Erzählungen von Gottfried und Johanna Minkel, 8. Reinpapier, Broschirt, Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Mthr. Stuttgart und Tübingen, Nov. 1849.“ Einen Monat vorher, am 24. November 1849, hatte dasselbe Blatt in der Nummer 328 kundgegeben, daß die Gedichte des rheinischen Dichters vom selbigen Verlag herausgegeben worden waren. In Wirklichkeit handelte es sich hier um weiter nichts als eine buchhändlerische Spekulation. Die ohne weiteres angehängten „Gedichte“ waren nämlich nur eine Titelausgabe der ziemlich unbeachtet gebliebenen 1. Auflage aus dem Jahre 1843. Wald war diese vermeintliche 11. Auflage vergriffen, denn schon am 17. Februar an. seq. gibt Minkel an Johanna schriftliche „Verhaltensmaßregeln über die Zusammenstellung seiner früheren Gedichte“) für die der Mugsburger Baron 1200 Gulden zu bewilligen geruht hatte,) ein freilich damals glänzendes Honorar, wodurch der Verfasser sich „nun in die Reihen der gefeierten Dichter Deutschlands aufgenommen sah“)

Diese 11. (auf dem Titel blieb sie richtig nur 11.) Auflage nannte sich diesmal „vermeuert“. Ihre Ankündigung befindet sich als Fußnote zum Telegramm aus Frankfurt a. M., 9. November, in der „Allg. Ztg.“ vom 10. November 1850, worin gemeldet wird, daß „Minkel mittelst Strickseiler aus Spandan entflohen.“) Schon am 15. September dieses Jahres richtete der seit dem Kölner Mißvertrage vom 29. April bis 2. Mai 1850 im Zuchthause zu Spandan eingesperrte Revolutionsmann an seine Freundin Frau von Pränning einen im selben gewordenen Bücklein „Mönig und Dichter“ im folgenden Jahre abgedruckten Brief, worin es heißt: „Nekt kommt die fertige Sammlung. ... Die bisher streng verbotenen Gedichte meiner Liebe aus 1849-51 treten hier zuerst auf. Manche Prolegomena sind dabei; ich hoffe, sie sollen Sie und da den Wunsch erwecken, daß man mich freilasse, damit ich sie vollende.“) Und in dem Vorwort zu dieser neuen Sammlung schrieb Johanna aus Bonn, im Oktober 1850: „Jedes dieser Fragmente

*) Mugsburger, 16. Minkels sechsmonatliche Haft im Zuchthause zu Rangard, Hamburg 1901. S. 31. *) op. cit. S. 32. *) op. cit. S. 53. *) id. S. 62. *) id. id. *) Allg. Ztg., Nr. 314, S. 5009. *) König und Dichter, Stimmen der Zeit. Ein Minkel-Album. Stuttgart und Wildbad, 1851. S. 177.

Nachdruck des Inhalts verboten!